



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Goethes häusliches Leben

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Goethes häusliches Leben

Von Julius R. Haarthaus



Shakespeare der Dichter steht als scharf umrissene Persönlichkeit vor unseren Augen, obgleich wir über Shakespeare den Menschen nur dürftige Nachrichten besitzen, die noch dazu in der Hauptsache auf spät entstandenen Legenden beruhen; in Lessings Werke vertiefen wir uns, ohne daß uns dabei das Verlangen anwandelt, uns eingehender mit seinen Lebensumständen bekannt zu machen, und bei Schiller haben wir sogar das dunkle Gefühl, daß uns der Zwiespalt zwischen seinem kümmerlichen, von materieller Not und Krankheit eingengten Erdenwallen und seinem himmelftürmenden Gedankenfluge den Genuß seiner dichterischen Schöpfungen eher beeinträchtigen als erhöhen müßte. Bei Goethe dagegen ist uns jede Mitteilung willkommen, die seinem äußeren Bilde auch nur eine Linie hinzufügt, seine Gestalt, sein Wesen, seine Lebensführung in neuer Beleuchtung zeigt, oder auch Längstbekanntes aufs neue bestätigt. Die Klage, daß Werke über Goethe mehr Leser fänden als Werke von Goethe, ist alt und gewiß nicht ganz unberechtigt; aber man sollte nicht außer acht lassen, daß das unübertroffene Hauptwerk des Altmeisters in der Tat sein Leben ist, zu dessen zahlreichen Ausstrahlungen auch seine Schriften gehören. Streng kritisch betrachtet, ist, von wenigen Gedichten abgesehen, bei allem Gedankenreichtum kein einziges seiner Werke in Form und Inhalt von vorbildlicher Vollkommenheit, wie denn auch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, so befruchtend sie auch auf die spätere Forschung eingewirkt haben, unleugbar den Stempel des Autodidaktentums und des Dilettantismus tragen. Vollkommen im höchsten Sinne des Wortes sind erst Goethes Werke in ihrer Gesamtheit und mit dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit, in dem sich alle Strahlen der Außenwelt sammeln. Und weil für ihn die Quelle aller Erkenntnis und damit zugleich auch allen Schaffens die Welt um ihn her mit allen ihren Erscheinungen ist — wie für Shakespeare die Menschenseele, für Lessing der eigene kritische Verstand, für Schiller die philosophische Spekulation —, so muß uns jede Veröffentlichung willkommen sein, die uns den großen Lebenskünstler in irgendwelchen Beziehungen zur Umwelt zeigt.

Ein solches Buch, vielleicht den wichtigsten Beitrag zur Goethe-Literatur seit dem Erscheinen der herrlichen „Briefe der Frau Kath. Goethe“, herausgegeben von Albert Rößler (Leipzig, Insel-Verlag, 1908), hat uns soeben Hans Gerhard

Gräf in seinem zweibändigen Werke „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau“ geschenkt (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening, 1916. Geh. 15 M., in 2 Halblederbänden 20 M.). Gräf, dem wir unter anderem bereits das grundlegende Werk „Goethe über seine Dichtungen“ in neun Bänden verdanken (Frankfurt a. M. 1901 ff.), erweist sich auch hier wieder als den sachkundigen, gewissenhaften und taktvollen Herausgeber und Erläuterer, als den ihn die Goethe-Gemeinde längst schätzt; er zeigt sich aber auch, wenigstens was Christianens Briefe anlangt, deren Orthographie sich nach Bernhard Suphans' Wort „gegen den Druck sträubt“, und die nur auf dem Wege des lauten Lesens zu enträtseln waren, als einen geduldigen und scharfsinnigen Entzifferer, der freilich in dem köstlich frischen Stil, den er aus dem Wust von Buchstaben und Universalzeichen heraus Schälen durfte, den schönsten Lohn für seine Mühe gefunden haben wird.

Christianens Briefe erscheinen spät an der Öffentlichkeit, genau hundert Jahre nach dem Tode der Schreiberin. Sie zusammen mit denen des Gatten „als ein seltsames, aber notwendiges Gegenstück zu Goethes Briefen an Frau von Stein“ zu veröffentlichen, erschien dem Herausgeber als eine Pflicht der Dankbarkeit sowohl gegen Goethe als auch gegen Christiane. Galt es doch, vor den Augen der Nachwelt die Beziehungen Goethes zu dem Wesen klarzustellen, dem er achtundzwanzig Jahre lang in herzlicher Liebe zugetan war, und das doch, durch den Klatsch pharisäischer und mißgünstiger Zeitgenossen gebrandmarkt, wie eine Verfemte abseits stehen mußte, bis dann, nach dem Erscheinen der Briefe von Goethes Mutter an den Sohn, die Schwiegertochter und den Enkel im Jahre 1889, der Umschwung eintrat und man damit begann, Christiane zu überschätzen und gegen Frau von Stein auszuspielen.

Die geistige Kluft, die zwischen dem Dichter und seiner kleinen Hausgenossin bestand, wird auch durch den Briefwechsel beider nicht überbrückt. Christianens Natur war einfach und entwickelte sich durchaus folgerichtig, aber bildungsfähig im höheren Sinn war sie nicht. „Ich habe Dich lieb und ganz allein lieb“, schreibt sie einmal, „sorge für mein Bübchen und halte mein Hauswesen in Ordnung und mache mich lustig“ — in diesem Bekenntnis, das man als Motto über die Briefe Christianens setzen könnte, liegt das ganze Programm ihres Daseins. Tiefere Anteil am geistigen Leben ihres Beschützers und Gatten zu nehmen, oder auch nur seine Bedeutung zu ahnen, war ihr versagt. Goethe fand sich mit dieser Tatsache ab, er hat auch nie versucht, die „Kleine“ zur gebildeten Dame zu erziehen. „Sollte man wohl glauben“, sagt er einmal im Gespräch mit einem Vertrauten, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war.“ Und ein andermal bemerkt er zum Grafen Reinhard: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie, für die Haushaltung ist sie geschaffen. Hier

überhebt sie mich aller Sorgen, hier lebt und webt sie; es ist ihr Königreich. Dabei liebt sie Puß, Geselligkeit und geht gern ins Theater. Es fehlt ihr aber nicht an einer Art von Kultur, die sie in meiner Gesellschaft und besonders im Theater erlangt hat.“ Daß die beiden ersten Sätze starke Übertreibungen enthalten, beweisen sowohl seine getreuen Berichte über das Fortschreiten seiner Arbeiten wie ihre ermutigenden Worte, wenn es mit seinem Schaffen einmal „nicht gehen will“, vor allem aber Bemerkungen wie die folgenden: „Ich freu mich recht, wenn Du wiederkommst, etwas von dem neuen Stück (Natürliche Tochter) zu hören“, „Die Scene mit Egmont und Clärchen ist außerordentlich gut gegangen, und ich und Caroline (ihre Freundin Caroline Ulrich) haben uns an diesem Stück einmal wieder recht erbaut,“ oder endlich die drastische Herzensergießung: „Mit Deiner Arbeit ist es schön; was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen. . . Doch was hilft es? ich will es wieder machen; man hat ja nichts ohne Mühe. Es soll mir meinen guten Humor nicht verderben.“

Sogar Christianens Urteil scheint dem Dichter nicht so ganz gleichgültig gewesen zu sein, wie hätte er ihr und ihrer Gesellschafterin sonst den eben gedruckten ersten Teil der „Wahlverwandtschaften“ unter der Bedingung senden können, das Bändchen bei verschlossenen Türen zu lesen, niemand zu verraten, daß sie es gelesen hätten, und bei der Rücksendung etwas über den empfangenen Eindruck zu schreiben? Das bei Christianens Interesse an Goethes Arbeiten die ökonomischen Rücksichten manchmal stärker waren als die ästhetischen, erkennen wir aus dem Briefwechsel nicht ohne heiteres Behagen. Wer hätte je daran gedacht, „Hermann und Dorothea“ einmal in Verbindung mit Seife erwähnt zu finden? Hier lesen wir: „Ich komme auch noch mit einer Bitte bei Dir an: es steht mit meiner Seife schlecht, und hier ist sie wieder teuer geworden. Ich dünkte, wenn das Gedicht fertig wär, bekäme ich einen halben Stein.“ Und Goethe, der den wirtschaftlichen Sinn seiner kleinen Hausgenossin zu würdigen weiß und in diesem Punkt sogar von ihr gelernt zu haben bekennt — „Hiermit, mein Liebchen, schicke ich Dir fünf leere Bouteillen und sogar die Stöpsel dazu, damit Du siehst, daß ich ein gut Beispiel in der Haushaltung nachzuahmen weiß“ — geht liebevoll auf ihre kleinen Sorgen ein und schreibt am 10. August 1807 tröstend aus dem teuern Karlsbad: „Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel diktiert und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuskript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen“.

Christiane war vor allem eine unermüdlche, treusorgende Hausfrau, jederzeit bemüht, das leibliche Wohl ihres „lieben Geheimrats“ zu fördern. Sie war aber auch eine geschickte Diplomatin, wenn es galt, ihm die zur Arbeit nötige Ruhe zu sichern, in seiner Abwesenheit Beziehungen weiterzupflegen, Geschäfte

abzuwickeln und dem Gatten eigene oder fremde Wünsche behulfsam zu unterbreiten. Goethes Vertrauen zu ihren Fähigkeiten als Vermittlerin tritt aus vielen brieflichen Äußerungen zutage, und Aufträge wie: „Wende alles, was Du kannst, die nächsten acht Tage von mir ab, denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzt gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe, und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten acht Tage nichts an mich heran, was abzuhalten ist,“ lesen wir mehr als einmal. Während seiner häufigen Abwesenheit in Jena und Karlsbad, wo er offenbar erst die rechte Ruhe zum Schaffen fand, dient sie ihm als Referentin für Theaterangelegenheiten, die nicht nur über die Wirkung der Stücke, die Leistungen der Schauspieler, Intrigen und Krawalle, — bei den Lauchstädter Aufführungen sogar über die Kasseneinnahmen — gewissenhaft berichtet, sondern auch die Verbindung der Mitglieder mit dem Chef aufrechterhält und ihm ihre mannigfachen Wünsche getreulich übermittelt. Da bittet z. B. eine Theaternovize um die Erlaubnis, mit der Truppe nach Lauchstädt gehen zu dürfen, und dann, als ihr dies bewilligt und sie bei Madame Beck in Kost gegeben ist, um ein wöchentliches Taschengeld von vier Groschen; „sie wäre doch nur noch ein Kind, und die Kinder hätten doch manchmal auch außer Tischzeit Appetit.“ Ein andermal heißt es: „Die ganze Gesellschaft vom Theater empfiehlt sich Deinem Andenken, besonders aber Denny, welcher äußerte, daß, wenn Madame Teller sterben sollte, seine Frau in diesem Fach aushelfen wollte, komische Alte habe sie schon mit Beifall gespielt. Und sie wünscht weiter nichts, als, wenn Du zurückkommst, bei Dir einmal eine Probe von dieser Art abzulegen.“ Aber Christiane greift gelegentlich auch mit Rat und Tat in die Theaterangelegenheiten ein, so, wenn sie dem Gatten meldet: „Den Tod der Madame Teller wirst Du wohl von Genast erfahren haben. Madame Ackermann wird Dich wohl nun mit vielen Schreiben inkommodieren. Aber zu einem Engagement wollte ich doch ja nicht raten; es ist doch besser, Junge zu engagieren, da einige bei der Gesellschaft doch schon alt sind,“ oder wenn sie sich mit berechtigtem Stolz ein wenig als Beschützerin unterdrückter Talente aufspielt: „Es ist aber sehr gut, daß ich dieses Jahr wieder hier (in Lauchstädt) war, denn ich habe vielerlei im Stillen für Lorzings wirken können, wo ich denn doch täglich mehr sehe, daß die gewissen Leuten nur ein Dorn im Auge sind, und wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe.“

In ihrer Leidenschaft für das Theater, wie in der Bereitwilligkeit, für andere Menschen, besonders für Schauspieler, ein gutes Wort einzulegen, zeigt die kleine Frau Berührungspunkte mit Goethes Mutter, wie sich denn überhaupt aus diesem Briefwechsel eine unleugbare Seelenverwandtschaft zwischen beiden offenbart. Was Christiane dem Leser vor allem empfiehlt, ist ihr naiver Humor. Sie, die zum Lesen nie Zeit und Geduld hatte, muß sich auch zum Briefschreiben zwingen, und wir dürfen annehmen, daß ihre ausführlichen

Berichte das größte Opfer gewesen sind, daß sie ihrem lieben Geheimrat gebracht hat. Man hört sie förmlich erleichtert aufseufzen, wenn sie eine ihrer Episteln mit den Worten schließt: „Heute ist mein Brief gewiß besser geschrieben, denn ich habe mir sehr große Mühe gegeben. Es ist mir aber auch schon zweimal schlimm geworden, und wär der Brief nicht an Dich, ich hätte schon längst aufgehört.“ Ein andermal schließt sie, gewiß ebenfalls im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälerehen an mich wenden wird, weil ich ein so großer tugendhafter Schatz bin.“ Als ihr eine Reise in Aussicht steht, meint sie treuherzig: „Gutes Wetter werden wir gewiß haben, denn ich bin sehr fromm gewesen“, und aus Lauchstädt meldet sie, um ihre Selbstüberwindung ins rechte Licht zu rücken: „Es ist gut, daß Du nicht hier bist, denn es sind drei Fußhändlerinnen hier; und wenn Du hier wärst, so würdest gewiß allerlei gekauft. Ach Gott, es sind gar zu schöne Sachen, ich sehe gar nicht hin“, und ein andermal: „Alsdann frühstückten wir zusammen auf dem Keller, wo viele Juden kamen; es wurde sich aber sehr tugendhaft betragen und nichts gekauft“. Einmal, in ihrem letzten Lebensjahre, zeigt sie sich sogar als eine Tochter der klassizistischen Zeit, wenn sie die Schweine, von denen sie vier Stück besitzt, die „Odysseischen langnäsfigen Völker“ nennt.

„Ich habe Dich lieb“ —, dieses schlichte Bekenntnis, verbunden mit der Bitte, sie in der Ferne nicht zu vergessen, kehrt in allen Briefen Christianens wieder. Einmal gibt sie mit dem kleinen August dem nach Jena Reisenden bis Röttschau das Geleit. Am andern Tage meldet sie dann: „Stell Dir vor, wie lieb Dich Deine beiden Hasen haben: wie Du in Röttschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren, da fingen wir beide eins an zu heulen und sagten beide, es wär uns so wunderlich.“ Goethes Plan, nach Italien zu reisen, beunruhigt sie monatelang. „Wenn Du so weg bist“, schreibt sie, „sehe ich immer, wie schlecht es mir zu Mute sein wird, wenn Du in Italien sein wirst. Vielleicht kann ich auch das wegbeten.“ Ein halbes Jahr später fleht sie: „Ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe ich nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte tun. Was mich die Menschen hier ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog selbst gesagt, das andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm es mir nicht übel, daß ich so gramsele, aber es wird mir diesmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; wir waren so aneinander gewöhnt.“ Sogar zu einer Drohung versteigt sie sich: „Und wenn Du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gустel hinten darauf; denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reise ausstehen, als wieder so lange ohne Dich sein.“ Und in dem väterlichen Tone, auf den alle Briefe Goethes an sein „kleines Naturwesen“ ge-

stimmt sind, antwortet er von Frankfurt aus: „Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und Dir nicht die guten Tage verderbst, die Du haben kannst . . . Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bei solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, Du kannst leicht denken, daß ich mich nicht aus heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann Dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laß die Menschen reden, was sie wollen; Du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und heßt als tröstet und aufrichtet.“

Unter den Beunruhigungen durch die lieben Mitmenschen hat Christiane genug zu leiden, besonders, wenn es sich um die Beziehungen Goethes zu anderen Frauen handelt. Aber sie weiß sich auch darein zu finden, und da sie selbst an kleinen Eroberungen — „Augelchen“ ist der Kunstausdruck des Briefwechsels dafür — ihre unverhohlene Freude hat, einigen sich die Gatten auf den vernünftigen Grundsatz der Duldsamkeit und teilen einander ganz offenerzig ihre Herzenserlebnisse mit. So berichtet Christiane aus Lauchstädt, wo sie auf großem Fuße lebt (— „Du glaubst gar nicht, was so eine Equipage und Bedienter vor einen Respekt verschafft!“ —) und wo man es offenbar auch der Demoiselle Vulpius gegenüber mit der Etiquette weniger genau nimmt als in dem engherzigen Weimar: „Wir müssen auf unserer Hut sein, man will uns unsre Augelichen und Kurmacher weglapern; . . . wir wollen nur erst sehen, daß wir etwas Anders kriegen und etwas Besseres, alsdann kann sie die Jagemann bekommen. Es ist recht lustig, wie man da keine Barmherzigkeit mit einander hat; das macht mir viel Spaß, und ich habe Dir allerhand lustige Streiche zu erzählen.“ Mit milder Nachsicht geht Goethe auf solche Geständnisse ein; nur einmal schreibt er mahnend: „Mit den Augelichen geht es, merke ich, ein wenig stark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden“, fügt aber beruhigend hinzu: „Wie sehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erst recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.“ Und wie rührend ist es, wenn der Vierundfünfzigjährige die Geliebte bittet: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schriebst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drücken kann!“ Die eigenen Herzensbeziehungen behandelt Goethe mit der Objektivität des Historikers, so, wenn er am 6. November 1812 aus Jena berichtet: „Gestern Abend habe ich auch Minchen (Herzlieb) wiedergesehn. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zusammenkommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen usw. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben.“ Gewiß bleiben gelegentliche Anwandlungen von Eifersucht der kleinen Frau

nicht erspart, aber ihre Liebe hilft ihr auch darüber hinweg. „Was willst Du denn mit allen Äuglichen anfangen?“ schreibt sie einmal nach Karlsbad, „das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältestes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indes fest auf Dich vertrauen, man mag sagen was man will. Denn Du bist es doch allein, der meiner gedenkt.“

Damit hat sie recht. Goethe, der Vielbeschäftigte, gedenkt seiner kleinen Hausgenossin an allen Orten und in allen Lagen, und zwar mit dem liebevollen Eingehen auf ihre Beschäftigungen, Neigungen, Sorgen und Wünsche, das ihn ja überhaupt als Brieffschreiber kennzeichnet. Er paßt sich vollkommen ihrer Gedankenwelt an, und diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß wir ihn durch diesen Briefwechsel zum erstenmal als treulich sorgenden Haus- und Familienvater kennen lernen. Wir gewinnen Einblicke in einen gut bürgerlichen Haushalt, teilen die Freude des Paares über einlaufende Honorarzahlungen — „Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisdoren gezeigt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich Dir sie aufzähle oder sie zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege“ — und lesen nicht ohne Heiterkeit die immer neuen Wendungen, mit denen Christiane dem Eheherrn beibringt, daß sie trotz aller Sparsamkeit wieder einmal nicht mit ihrem Wirtschaftsgelde ausgekommen ist. „Wenn ich nicht gewiß geglaubt hätte, Du würdest heute kommen“, heißt es da z. B., „so hätte ich Dir am Mittwoch geschrieben, daß ich kein Geld mehr habe, und so gehet es mir nun sehr schlecht, ich bin in größter Not, denn ich gebe der Köchin alleweile meinen letzten kleinen Thaler. Ich habe auf das Buch Cinen Carolin ausgelehnt, ich wär also noch künftige Woche ausgekommen, und alsdann ist das Vierteljahr um. Und man hat doch immer auch was im Vorrat, ohne das man doch nicht sein kann. Wenn ich das alles rechne, komme ich doch gewiß ordentlich aus. Denn bei iziger Zeit ist es wirklich Kunst; denn, wenn Du nicht da bist, es sind unser doch immer 6 zu Tische, und ich habe es die Zeit, daß Du nicht da warst, sehr eingeteilt, so daß die Köchin immer nicht mit mir zufrieden ist. Freilich, weil der Bube krank war, habe ich wieder manche paar Groschen mehr ausgeben und ihm auch wieder etwas Apartes kochen müssen . . . Von dem Carolin, den Du mir schicktest, habe ich das Komödie-Abonnement bezahlen müssen und Starke den Thaler. 2 Paar Strümpfe vor Dich, habe Holz machen lassen, dem Kutscher Trinkgeld, und wenn ich nur nicht den Dukaten von Dir schon angewandt hätte, so hätte ich doch noch was. Die Weiber, die sich etwas schmu machen, tun doch nicht ganz übel, um im Notfall was zu haben. Sei so gut und schicke mir durch einen Expresen oder durch die Post was.“ Kein Wunder, daß in solchen Notzeiten die „Papierschön zu 100 Thalern“, die Anweisungen an das Bankhaus Frege, öfters Erwähnung finden!

Auch an Dienstbotennöten fehlt es im Goethehause nicht, und es ist lustig

zu lesen, daß der große Mann von seiner kleinen Freundin den Auftrag erhält, sich in Jena nach einer Köchin für sie umzusehn. Fatale Geschichten kommen da vor, Prellereien mit dem Mietsthaler und Wäschdiebstähle mit Hilfe eines Hauschlüssels, der sich, wie Christiane nachträglich mit Schrecken entdeckt, als Hauptschlüssel erweist. „Übrigens geht es mir ganz gut“, heißt es einmal, „nur mit meiner Köchin habe ich meine Not, die nimmt mir alles untern Händen weg, und ich muß den ganzen Tag die Augen auf alles haben. Ich habe mir aber eine andere gemietet; auf Weihnachten muß sie fort . . . Die Marie aber wird alle Tage braver, und wenn ich die nicht hätte, ging' es mir schlecht.“ In rofigerem Lichte scheinen Goethe die Köchinnen erschienen zu sein; so schreibt er 1807 seiner in Frankfurt weilenden Frau: „Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Ware ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, sodaß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am Grünen Donnerstag hatten wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feiern . . . Da die Fastenbrezeln alle sind, so bäckt die Köchin allerlei Torten und Kuchen, die ihr nicht übel geraten. Ein Truthahn ist abgeschlachtet, und andre gute Dinge sind im Vorrat.“

Überhaupt spielen Küchenangelegenheiten in diesem Briefwechsel eine große Rolle, wie denn der Dichter als Realpolitiker des Lebens von guter Kost viel hält und seine Vorliebe für gewisse Speisen wie Wildpret, Geflügel, Karpfen auf polnische Art, Forellen, Krebse, Spargel, Schwarzwurzeln, Teltower Rübchen und Artischocken nicht verhehlt. Die schlechte Verpflegung in Jena bietet für den von der sorgsamen Hausgenossin offenbar Vermöhten Anlaß zu ununterbrochenen Klagen; wenn er nicht gerade „von Schillers das Essen hat“ oder von guten Freunden mit Schwarzwurzeln und Spinat versorgt wird, lebt er „bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein“ und richtet dann dringende Bitten nach Weimar, ihn mit allen möglichen Lebensmitteln — wir lesen von kaltem Braten, Gänseleberpasteten, geräucherten Zungen, Kalbsfüßen, Würsten, Kaviar, Salatöl und Schokolade — zu versehen. Andererseits sorgt er aber auch für die Speisekammer daheim, sendet der Gattin Wildpret, Fische, Trüffeln und Obst und läßt von auswärts Spießgänse — „es wird eine mit dem Porto keinen halben Thaler kosten!“ —, Schwarzwild, Bohnen zum Einmachen, Dörr- obst und Essig kommen. Die Weinangelegenheiten bilden ein Kapitel für sich; wir erstaunen nicht weniger über die große Zahl der Sorten, die in Goethes Keller beheimatet sind, als über den starken Konsum. Daß Christiane übrigens für einen guten Tropfen dasselbe Verständnis hatte wie ihr großer Freund und Gatte, beweisen viele ihrer Briefe. So schreibt sie unterm 13. August 1797: „Wenn nur etwas Wein käme, sonst werde ich doch ein bißchen unglücklich, denn den Wertheimer liebe ich mir nicht, und wir haben auch nicht viel; und auf Deinen Geburtstag da müssen doch etliche Bouteillen aufgehn, denn da werden meine guten Freunde, jung und alt, eingeladen. Wenn ich

nur ein paar Fläschchen Malaga hätte! Was recht übel war, daß wir in Frankfurt keine Flasche Champagner getrunken haben. Das betrübt mich ordentlich.“ Der Wein war ihr zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden, und sie behauptet ganz naiv: „Mein Mägelchen tut mir gewaltig wehe, wenn ich keinen trinke“, wie sie denn auch den Rotwein als Universalmittel bei allen Krankheiten benutzt und empfiehlt.

Im Gegensatz zu Küche und Keller scheinen die Garderobeverhältnisse im Goethehause ziemlich bescheiden gewesen zu sein. Wenn Christiane auf der Rückreise von Frankfurt in Marktsuhl von einem Juden „vor 2 Laubthaler kattunene Halstücher“ kauft — „es hieß doch: ich käme von Frankfurt, und ich wollte doch auch ein bißchen Aufsehen machen“ —, oder wenn sie von der in Weimar ansässigen englischen Familie Gore getragene Kleider erhandelt, so spricht das genau so für ihre Anspruchslosigkeit wie ihre Bemühungen, aus alten Sachen etwas Neues zu machen, und wie die Äußerungen ihrer Freude über die Geschenke Goethes an Stoffen, Spitzen, Hüten und andern Toilettengegenständen. Beim Auspacken eines aus Karlsbad erhaltenen Wiener Shavls bricht sie in einen solchen Jubel aus, „daß August um Ruhe bitten mußte, damit er ins Postbuch quittieren konnte.“ Wenn von Schmuck die Rede ist, handelt es sich meist um Granaten und künstliche Steine, „die so schön sind, als die natürlichen nicht sein können“; nur einmal wird ein Halsband mit Rubinen, Smaragden und einem Chrysolith erwähnt. Von Goethes eigenen Garderobenangelegenheiten erfahren wir weniger; er schreibt meist nach wärmeren Westen, und die Bitte: „Schicke mir doch die grünen Manchesterbeinkleider, ich bin wieder einmal in allem auf das erbärmlichste heruntergerissen“, läßt ebenso, wie sein Entschluß, den schwarzen Hofrock zu einem Frack umzuändern und seinen alten Überrock an August abzutreten, nicht gerade auf einen überfüllten Kleiderschrank schließen.

Mit wahrer Leidenschaft widmet sich die kleine Hausfrau der Wäsche und, wenn der Gatte abwesend ist, den notwendigen Erneuerungen im Hause und dem Großreinemachen. Die gelegentliche Bemerkung: „Von Wanzen haben wir bei allem nicht Eine Spur entdeckt und auch keine Wanze gesehen“ berechtigt zu der Vermutung, daß auch diese kleinen Geißeln der Menschheit dem Liebling der Götter nicht fremdgeblieben sind.

Wenn sich die 1798 angeschafften Pferde und mehr noch das im selben Jahre erworbene Freigut zu Ober-Rosla als Quellen stetiger Sorge erweisen, so spenden die Gärten am Haus und am Park Goethe wie Christiane trotz dem allsommerlichen Ärger wegen der gefräßigen Schnecken desto reinere Freuden. Hier war es, wo sich das ungleiche Paar in seinen Neigungen berührte und vollkommen verstand, und wo beide Teile Werden und Vergehen mit gleichem Interesse verfolgten. Noch zwei Wochen vor ihrem Tode, unterm 18. Mai 1816, berichtet die kleine Frau dem Gatten nach Jena: „Dein Garten steht gegenwärtig in seiner größten Pracht, und es macht wirklich verdrüßlich, daß die

üble Bitterung so wenig im Freien zu sein erlaubt. Die Apfelbäume blühen in höchster Fülle, es steht Blüte an Blüte, die Rabatten vor Deinen Fenstern schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren schöne Farben die stolzen Kaiserkronen verdunkeln, und trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge Dich die schöne Blüte in Jena für diese Entbehrung reichlichst entschädigen.“ Hier sind die ewig neuen Wunder des Lenzes echt goethisch gesehen und geschildert, und wir verstehen, daß der Dichter mit Bezug auf die Elegie „Die Metamorphose der Pflanzen“ schreiben konnte: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne, vollkommene Neigung steigerte und vollendete.“ Im engen Bezirk des Hausgartens ging die Prophezeiung des Jahres 1790 in Erfüllung:

„ . . . Die heilige Liebe

Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,  
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau  
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.“



## Das Schicksal des Völkerrechts

Von Professor Dr. Julius Friedrich



ie Zukunft des Völkerrechts“, „Der Wandel des Völkerrechts“ und „Totes und lebendiges Völkerrecht“ sind die Titel von drei Schriften, die mir zur Besprechung vorliegen. Die erste hat der bekannte Staatsrechtler Trierpel in Berlin verfaßt (Vorträge der Gehe-Stiftung in Dresden VIII. 2, 1916, Teubner-Leipzig, Mark 1), die zweite der Berliner Staats- und Verwaltungsrechtsforscher Conrad Bornhaß (Berlin-Heymann, 1916, Mark 2), die dritte der Berliner Sozialwissenschaftler und derzeitige Rektor der Handels-Hochschule Paul Elzbacher (München und Leipzig, Duncker und Humblot 1916, Mark 1,20). Jene beiden halten, wie die Titel ihrer Schriften besagen, das heutige Völkerrecht für noch lebensfähig, wenn auch wandlungsbedürftig, Elzbacher hält vieles darin für tot, aber in seiner eignen Asche als lebendes während des Weltkrieges neu erstanden. Jene Auffassung habe auch ich — wenigstens was die „Grundmauern“ des heutigen Völkerrechts anlangt — in dieser Zeitschrift (Grenzboten Heft 6, 1916, S. 167 ff.) vertreten.

Jeder der drei Autoren hat die Frage nach dem mutmaßlichen Schicksal des Völkerrechts seiner Eigenart gemäß behandelt. Bornhaß will dem Bestreben